

Die Kurven sind weiß

Rassismus im Fußball gehört nicht nur in Deutschland zum Alltag. Aber die deutschen Vereine und Verbände sind besonders unfähig, sich gegen die Vereinnahmung durch rechte Fans zu wehren. Antirassistische Faninitiativen erhalten kaum Unterstützung. Von Andreas Rüttenauer

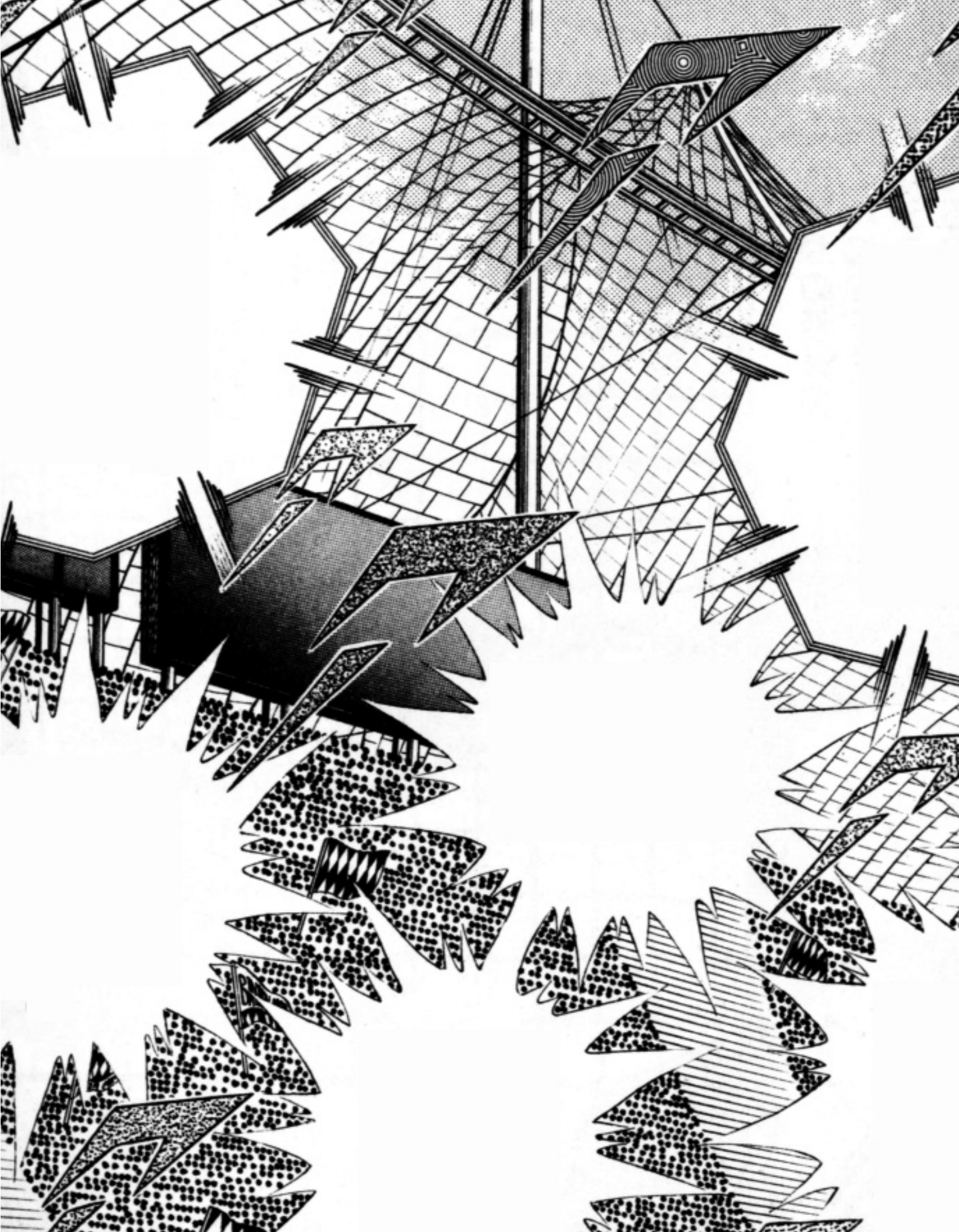
Fußballspiele in der Bundesliga sind alles andere als bunte Veranstaltungen – zumindest auf den Tribünen. Während auf dem Rasen Wanderarbeiter aus allen Kontinenten der Erde gegeneinander spielen, hat sich die Zusammensetzung des Publikums in den letzten Jahrzehnten nur geringfügig verändert. Das ist nicht nur in Deutschland so. In England, wo die Traditionsteams schon lange Mannschaften auf den Platz schicken, in denen kein einziger Engländer spielt, spricht man von der Whiteness, die das Bild in den Stadien bestimmt. Und: Man hat die Whiteness als Problem erkannt. Dass sich rassistische Äußerungen in den Stadionkurven bisweilen allzu leicht Bahn brechen können, liegt auch an der Homogenität des Publikums. In Deutschland gibt es nur wenig Problembewusstsein, was die Zusammensetzung des Publikums bei Fußballspielen betrifft. Die Reaktion des DFB auf rassistische Vorfälle in Stadien lässt eher darauf schließen, dass die Fußballfunktionäre die Kurven für einen gesellschaftlichen Mikrokosmos halten, ein Spiegelbild der Gesellschaft in den Bundesligastädten. Lange wurden rassistische Ausfälle auch größerer Fangruppierungen als gesellschaftliches Phänomen bezeichnet, um das sich der Sport nicht zu kümmern habe. „Wir sind nicht die Reparaturwerkstatt der Gesellschaft“, sagte DFB-Präsident Theo Zwanziger im Herbst vergangenen Jahres.

Von rechten Fans übernommen

Dass Spiele gewisser Clubs No-Go-Areas für Menschen nicht-deutscher Herkunft sind, wird kaum einer bestreiten, der schon einmal Heimspiele des berühmten BFC Dynamo in Berlin besucht hat. Dort tummeln sich Glatzen, die gut gelaunt ihre rechte Gesinnung zur Schau tragen, werden sie doch von einem Stadionsicherheitsdienst bewacht, der sich mit Insignien der Hooligan-Szene schmückt. Spielen türkische Migrantclubs wie Türkiyemspor Berlin oder der SV Yesilyurt im Berliner Stadtteil Hohenschönhausen zu Gast, dann fliegen

schon einmal massenhaft Fladenbrote¹ auf das Spielfeld. Die Masse lacht dazu. Bestraft wurde der BFC Dynamo für die rassistischen Ausfälle seiner Fans indes noch nie. Längst hat der Verein die meisten der Anhänger verloren, die sich unwohl fühlen in Gegenwart der Glatzen. Die rechtsextreme Szene hat nicht nur die Kurve, sie hat auch den Verein längst im Griff. Der notorisch klamme Rekordmeister der DDR konnte in den letzten Jahren nur überleben, weil die Fans ihn mit Spendenaktionen und Benefizveranstaltungen über Wasser gehalten haben. Jetzt betrachten sie ihn als ihr Eigentum. Der Rassismus hat ein für die Glatzen heimeliges Zuhause in Hohenschönhausen.

Vielerorts, vor allem in den neuen Bundesländern, findet derzeit ein Kampf um die Hegemonie in den Kurven statt. Meist dominiert die rechte Szene. Doch es gibt auch Ausnahmen, den FC Sachsen Leipzig zum Beispiel. Dort ist die Kurve beinahe nazifrei. Nur noch wenige Fans mit rechtsradikalem Hintergrund besuchen die Heimspiele der Chemiker, wie sie zu DDR-Zeiten genannt wurden. Die Rechten, die immer noch kommen, halten sich zurück. Es sei ein weiter Weg bis dahin gewesen, sagt Christopher Zenker, Sprecher einer leipziger Faninitiative, die sich nach den rassistischen Ausfällen von Fans des Halleschen FC gegen den Leipziger Spieler *Adebowale Ogunbure*² gegründet hat. „Es hat richtige Prügeleien gegeben in der Kurve“, erinnert sich Zenker. Er lehnt selbst, so sagt er, jede Art der gewaltsamen Auseinandersetzung ab, dennoch ist er froh, dass sich die Stimmung auf den Tribünen auch dank beherzter Prügeleien gewandelt hat. Die antirassistischen Fans haben sich ihre Vormachtstellung bei Sachsen Leipzig im wahrsten Sinne des Wortes erkämpfen müssen. Daneben setzen Fanclubs und vor allem die bunte Ultra-Szene immer wieder mit Transparenten und Sprechchören Zeichen gegen Rechts. Wenn es Aktionen gegen Rassismus in den Stadien gebe, so Zenker, dann seien es meist Fans, die sie initiierten. Der Club selbst dulde die Aktionen der Fans, mehr aber auch nicht.



Antisemitismus als Ost-Folklore

Der Lokalrivale der Chemiker, der FC Lok Leipzig, war schon lange, bevor es im Februar zu der Großprügelei von 800 Fans mit der Polizei gekommen ist³, als Nazi-Verein verschrien. Einmal hatten die Fans sogar auf der Tribüne ein Hakenkreuz aus ihren Körpern geformt.⁴ Viele Fans tragen einen Reichsadler auf ihren Kutten oder Bomberjacken, bei dem das Hakenkreuz durch das Lok-Emblem ersetzt ist. „Lok Leipzig hat ein großes Nazi-Problem, das ist schon lange bekannt“, sagt Matthias Bettag, Sprecher des Bündnisses aktiver Fußballfans (Baff), einer Vereinigung von Fans und Fanclubs, die sich einer antikommerziellen, antirassistischen Fankultur verschrieben haben. Bekannt war das nicht nur den antirassistischen Fan-Aktivisten, auch die Vereinsführung wusste um ihre Klientel. Doch unternommen wurde nie etwas. Auch hier fühlte sich der Club den Fans gegenüber in einer Art Geiselrolle. Erst als nach den Ausschreitungen vom Februar der DFB laut über Sanktionen nachdachte, fing Clubpräsident Steffen Kubald, selbst ehemaliger Hooligan⁵, an, ihm wohl bekannte Gesellen bei der Polizei anzuzeigen. Dass ihn jetzt Nazi-Fans, die er jahrelang gehätschelt hat, als Verräter und „Juden“ bezeichnen, wird ihn vor allem deshalb ärgern, weil er kein Gesinnungsaussteiger aus der Szene ist. Er wurde tätig, als klar wurde, dass sein Verein die Zulassung zum Spielbetrieb verlieren könnte. Seit einem Jahr gibt es ein neues Regelwerk beim Weltfußballverband (Fifa), das es ermöglicht, Clubs, deren Fans sich rassistisch äußern, vom Spielbetrieb auszuschließen. Der DFB hat die Regelungen übernommen. Bei Lok Leipzig hat die Drohung mit harten Sanktionen eine erste Wirkung gezeigt. Von einer Läuterung der Anhängerschaft kann indes nicht gesprochen werden. „Juden Aue!“, rufen die Lok-Fans, wenn ihre Mannschaft gegen den FC Erzgebirge Aue spielt. Das habe doch mit Rassismus nichts zu tun, lautet eine oft gebrauchte Erklärung, das habe man schon zu DDR-Zeiten gesungen. Rassismus und Antisemitismus werden nicht nur in Leipzig als Ost-Folklore verharmlost.

Der Hallesche FC gilt in dieser Hinsicht ebenfalls als gezielt uneinsichtig. Obwohl auch die Hallenser als Problemfall mehrfach aktenkundig geworden sind, wehrt sich das Präsidium einzugestehen, dass die Fanszene des Clubs zumindest problematisch ist. Es waren Fans des HFC, die den Nigerianer Ogungbure beschimpft und geschlagen, ihn derart provoziert haben, dass er sich zwei Finger an der

Oberlippe und den rechten Arm nach oben gestreckt vor der Kurve aufgebaut hat. Die Ermittlungen, die die Polizei gegen Ogungbure wegen Zeigens verfassungsfeindlicher Symbole angestrengt hat und die Reaktion der örtlichen Presse, die den Hitlergruß als negativen Höhepunkt der Partie bezeichnet hat⁶, dienen nicht gerade dazu, im Club Sensibilität für das Thema Rassismus zu wecken. Wo es keine Fangruppen gibt, die sich explizit als antirassistisch verstehen, gedeiht rechtes Gedankengut.

Spieler einbeziehen

Christopher Zenker könnte darüber bisweilen zweifeln. Die Vereine, sagt er, hielten sich zurück, duldeten die Aktionen gerade einmal und würden erst dann tätig, wenn es zu gewalttätigen Ausschreitungen komme, die ein hörbares Medienecho nach sich ziehen. Michaela Glaser, Soziologin beim Deutschen Jugendinstitut, diagnostiziert bei den Vereinen und Verbänden mangelndes Problembewusstsein. Sie hat sich mit den Unterschieden der Antirassismuskampagnen in Deutschland und England beschäftigt. Auf der Insel laufe seit Jahren schon das Projekt „Let’s kick racism out of football“, für das Vereine und Verbände alljährlich Millionenbeträge aufbringen, um gezielte Kampagnen anzuschließen. Spieler, auch die ganz großen Stars, werden geschult und in Schulen und Jugendeinrichtungen geschickt, um mit Kindern und Jugendlichen über Rassismus zu diskutieren.

Gerd Dembowski, Sprecher von „Flutlicht, Verein für antirassistische Fußballkultur“ war einmal dabei, als Thierry Henry, französischer Nationalspieler in Diensten von Arsenal London, mit Kindern in einer Londoner Schule diskutiert hat. Er war erstaunt. „Der konnte sich richtig gut zum Thema artikulieren“, erinnert er sich. Und: „Der kann mehr geben als nur sein Gesicht.“ Bei deutschen Nationalspielern könne man sich derartiges nicht vorstellen. „Wo Fußballer als Arbeitnehmer dazu angehalten werden, möglichst wenig zu sagen, um nichts Falsches zu sagen“, sei in dieser Hinsicht nicht viel zu erwarten, so Michaela Glaser.

Gerd Dembowski erinnert an die Urwaldgeräusche aus der Fankurve von Hansa Rostock II, mit denen der Schalker Gerald Asamoah zu Saisonbeginn in einem DFB-Pokalspiel beleidigt worden war. „Wo war denn da der Kapitän der deutschen Nationalmannschaft? Wo war Michael Ballack?“ Immerhin beschäftigt sich der Deutsche Fußball-



bund (DFB), seit Theo Zwanziger das Präsidentenamt übernommen hat, ernsthaft mit dem Thema Rassismus. Vorher gehörte der Begriff Rassismus nicht zum aktiven Wortschatz von DFB-Vertretern.

Mit Gül Keskinler, einer erzkonservativen Migrationsexpertin der CDU⁸, wurde eine ehrenamtliche Integrationsbeauftragte in den Vorstand des Verbandes berufen. Sie will vor allem in der Ausbildung der Übungsleiter ansetzen und warnte zugleich vor allzu hohen Erwartungen. Immer weniger Menschen seien bereit, sich ehrenamtlich in den Vereinen zu engagieren. Man müsse also darauf achten, dass die freiwilligen Vereinsarbeiter nicht noch weiter mit Aufgaben überfrachtet werden. Der DFB schottet seine neue Expertin vor den Medien ab. Sie solle strukturell arbeiten heißt es. Ergebnisse lassen auf sich warten. Viel mehr, als man es von politischen Fensterrednern gewohnt ist, war von ihr bislang nicht zu hören. Der Rechtsextremismus, der Rassismus als gesellschaftliches Phänomen, sei ohnehin nicht vom Fußball alleine zu besiegen. Martin Gerster, Sportpolitiker und Rechtsextremismusexperte in der SPD-Bundestagsfraktion, stößt ins selbe Horn. Die Ausführungen derartiger Experten bleiben auch deshalb meist so oberflächlich, weil in ihnen immer von der gesamtgesellschaftlichen Verantwortung die Rede ist. Die Debatte über Rassismus in den Stadien findet auf einem äußerst bescheidenen Niveau statt.

Michaela Glaser liefert eine Erklärung dafür, dass es gerade in Fußballstadien immer wieder zu Ausbrüchen von Rassismus kommt. Die Soziologin weist darauf hin, dass es bestimmte Formen der Fußballkultur seien, die den idealen Hintergrund für rechtsextreme Einstellungen abgeben würden. Beinahe nirgendwo anders in der Gesellschaft würden derart „einseitig überhöhten Formen einer archaischen Männlichkeit“ gehuldigt wie in den Fanblocks. Auch Frauenfeindlichkeit und Homophobie sind bei vielen Anhängern genauso verwurzelt wie der Rassismus. <

[1] Am 12. April 2004 bewarfen im Halbfinalspiel um den Berliner Landespokals Fans des BFC Dynamo Spieler des SV Yesilyurt mit Fladenbrot. Während die türkische Presse in Deutschland groß darüber berichtete und auch von weiteren Provokationen der BFC-Anhängerschaft, wie das zeigen von Kopftüchern und Absingen rassistischer Sprechchöre, wurden die Vorfälle in der Berliner Presse regelrecht verharmlost. Der Tagesspiegel schrieb in seiner Ausgabe vom 13. April 2007: „Die Verantwortlichen des Weddinger Kiezclubs Yesilyurt reagierten mit Humor auf die Provokation der Fans des BFC Dynamo.“

[2] Im Anschluss an das Oberligaspiel des Halleschen FC und des FC Sachsen Leipzig am 25.3.2006 wurde der Leipziger Spieler Adebowale Ogungbure von HFC-Anhängern diskriminierend beschimpft, bespuckt, geschlagen und getreten. Ogungbure wehrte sich und zeigte in Richtung der betreffenden Personen einen Hitlergruß und imitierte einen Hitlerbart.

[3] Nach dem Spiel des 1. FC Lokomotive Leipzig gegen den FC Erzgebirge Aue II am 10. Februar 2007 im Viertelfinale des sächsischen Landespokals ist es zu schweren Ausschreitungen gekommen. Etwa 800 Anhänger von Lok Leipzig gingen auf Polizeibeamte los.

[4] Am 5. Februar 2006 formierten sich im Bruno-Plache-Stadion 40 Fans von Lok Leipzig am Rande einer Jugendpartie des Vereins zu einem Hakenkreuz. Die Staatsanwaltschaft stellte die Ermittlungen gegen die Organisatoren der Aktion ein und erklärte, dass der „missbilligende Versuch der Darstellung eines Hakenkreuzes strafrechtlich nicht verfolgbar“ sei.

[5] Steffen Kubald ist seit der Neugründung des Vereins 2003 nach der Insolvenz des Vorgängerclubs Präsident von Lok Leipzig. Er bekennt sich zu seiner Vergangenheit als Hooligan. Etliche Male ist der frühere Schläger zur Zahlung von Geldstrafen verurteilt worden. Einmal saß er 24 Stunden in U-Haft.

[6] Mitteldeutsche Zeitung, 26. März 2006: „Für den negativen Höhepunkt des Derbys sorgte der Leipziger Ogungbure. Nachdem er von aufgebrachten Fans provoziert worden war, ließ sich der Nigerianer beim Abgang vor der Haupttribüne zum Hitlergruß hinreißen.“

[7] Beim 9:1-Pokalsieg des Fußball-Bundesligaclubs FC Schalke 04 beim Oberliga-Verein FC Hansa Rostock II am 11. September 2006 wurde der deutsche Nationalspieler Gerald Asamoah rassistisch beschimpft. Hansa Rostock wurde zur Zahlung von 20.000 Euro Strafe verurteilt und musste ein Heimspiel in der Oberliga vor leeren Rängen austragen.

[8] Gül Keskinler wurde 1960 in Istanbul geboren. Sie entstammt einer türkischen Patrizierfamilie. Seit 1999 ist die Industriekauffrau Mitglied der CDU. Ihre eigenwillige Interpretation von Rassismus äußerte sie in einem Interview mit der Rechtsaußen-Zeitung Junge Freiheit im November 2006: „Nicht jeder, der mal eine negative Äußerung über Ausländer macht, ist ausländerfeindlich.“ <

Andreas Rüttenauer
lebt als Autor und
Sportjournalist in
Berlin